

*Janpeter Kob:*

## *Soziale Probleme bei Planung und Bau von Großsiedlungen*

Betrachtet man das Schicksal der bekannt gewordenen und öffentlich diskutierten Großsiedlungen, die in der Bundesrepublik Deutschland seit etwa dem Anfang der sechziger Jahre erstellt worden sind, so läßt sich ohne Übertreibung feststellen, daß sie im breiten öffentlichen Bewußtsein als mißglückt, ja jeweils als soziale Katastrophe empfunden werden. Solche mittlerweile berühmt gewordenen Projekte in Berlin, Hamburg, München usw. – in einem Stück geplante und gebaute Siedlungen mit tausend und mehr Wohneinheiten – sind zu Symbolen für planerisches und architektonisches Unvermögen geworden, das auch noch in modernen Wohlstandsgesellschaften soziales Elend zu produzieren vermag.

Der Verlauf der entstehenden öffentlichen Diskussionen war dabei immer ähnlich und bemerkenswert typisch: Bei Planungs- und Baubeginn wurden solche Projekte regelmäßig in der Massenpublizistik, von Politikern und Fachleuten als soziale Tat und zukunftsweisendes Vorhaben gepriesen. Es handelte sich bei den von mir gemeinten Fällen ja nicht um ordinären Massen- und »Discount«-Wohnungsbau, sondern um ehrgeizige, anspruchsvolle stadtpolitische Pläne mit großen sozialpolitischen und architektonischen Ambitionen, und es ging durchwegs um gemeinnützige Bauherrschaft. Nach Fertigstellung und Beginn der Nutzung aber drehte sich die Einstellung völlig um. Die Realisierung der einst hochgelobten Planungs-idee wurde nun als Untat und Vergehen gegen die primitivsten Wohn- und Lebensansprüche der Bewohner bezeichnet, statt einer sorgsam gestalteten originellen Sozialidylle wurde ein abschreckendes Sozialgetto registriert.

Solche Kritik konnte sich dann mit Hinweisen auf durchaus offenkundige Mängel und Unzulänglichkeiten rechtfertigen: schlechtes subjektives Wohngefühl und Unzufriedenheit bei den Bewohnern, Heimweh nach der alten, meist ursprünglich negativ eingeschätzten Wohnumwelt, besorgniserregender Anstieg der Kriminalität vor allem bei Jugendlichen, überdurchschnittliche Selbstmordraten usw. Bei der Suche nach den Ursachen für diese Mängel wurde man dann auch schnell fündig: Konkrete Details in Planung und Ausführung waren fehlerhaft. So wurde darüber geklagt, die Infrastruktur der Siedlung – Einkaufsmöglichkeiten, Gaststätten und Cafés, Kinderspielflächen und andere soziale Einrichtungen – sei nicht rechtzeitig zur Verfügung der Bewohner. Das verwendete Baumaterial erschien als Quelle des Unbehagens: Menschen müßten in »Betonwüsten« leben. Als wesentlicher Fehler erschien schließlich gar der »Verdichtungsgrad« solcher Siedlungen, in denen zu viele Menschen auf zu kleinem Raum »zusammengepfercht« worden wären, ein Einwand, der ausgerechnet die damals neue Idee der Stadtplanung traf, welche die »Landschaftszersiedlung« und die soziale Isolierung in »privatistischen« Schlafstädten gerade durch neue Verdichtung überwinden wollte. Wie dem auch sei, die Enttäuschung wurde nicht auf das Konzept selbst, sondern auf konkrete Planungs- und Ausführungsfehler zurückgeführt.

Solche in den Massenmedien und politischen Diskussionen ausgedrückten Anklagen gegen die prominenten Großsiedlungsprojekte in Deutschland stellen sich aber nicht nur als abgehobene Kritik von Besserwissern in der »veröffentlichten« Meinung dar, sondern spiegeln zugleich die Einstellung in der sozialen Umwelt solcher Siedlungen wider, wenn sie sie nicht gar mitproduziert haben: Wohnquartiere wie das Märkische Viertel in Berlin oder der Osdorfer Born in Hamburg sind auch den anderen Bewohnern in diesen Städten Elendsviertel, und wer in ihnen wohnt, gilt als Asozialer.

Gegen solche Einzelkritik stelle ich meine hier zu begründende These: Die Grundidee der Planung solcher Großsiedlungen ist in sich verhängnisvoll. Fehler in Details der Planung und Errichtung sind nur von zweitrangiger Bedeutung. Selbst bei der – im übrigen wohl grundsätzlich utopischen – Unterstellung, solche Fehler wären nicht unterlaufen, hätten diese Projekte nie auf Anhieb funktioniert. Das Konzept selbst, Siedlungen solcher Größenordnung in einem Ansatz zu erstellen, bringt vielmehr unvermeidlich auch bei optimalem Ablauf so grundsätzliche soziale Probleme mit sich, daß es unter den heutigen Bedingungen scheitern muß, weil es weder von genügend potentiellen Bewohnern noch von seiner unmittelbaren Umwelt ausreichend akzeptiert wird. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen, die allein mit dem Grundprinzip der Großsiedlung zusammenhängen. Die wesentlichen davon sollen im folgenden kurz erläutert werden.

Ein Grund dafür, daß mit einer solchen Großsiedlung eher Abschreckendes assoziiert wird, ist die lange Bauzeit, die für die weitere Siedlungsumwelt eine erhebliche Belastung bedeutet und in der sich das betreffende Gelände zunächst einmal als eine häßliche Baustelle einprägt. Von den ersten Erschließungsarbeiten bis zu dem Zeitpunkt, da endlich der wirklich letzte Baulärm und -verkehr endet, vergehen bei derartigen Vorhaben bis zu 10 Jahre. Mindestens weitere 10 Jahre dürften vergehen, bis die neuerstellte Siedlung den auch eher negativ bewerteten Neubaucharakter der Unfertigkeit verliert, bis also Grünflächen, Strauch- und Baumbestände genügend angewachsen sind, um zum »natürlich« erscheinenden Bestandteil des Ganzen zu werden, und bis Straßen, Plätze und andere öffentliche Bereiche selbstverständlich betrachtet und genutzt werden. Dauer und Umfang dieses lästigen Zustandes lassen es einfach nicht zu, daß eine solche Siedlung anfangs genügend Attraktivität und positives Image entfaltet, die ein Funktionieren der sozialen Abläufe im ursprünglich gemeinten Sinne voraussetzen.

Zweitens ist hier niemals eine gigantische Stil- und Materialmonotonie zu vermeiden, die ein solches Quartier kalt und artifiziell erscheinen lassen muß. Auch wenn man, was vernünftigerweise meist geschieht, bewußt sehr unterschiedliche Architekten an Entwurf und Ausführung beteiligt, läßt sich der einheitliche Eindruck einer großen Masse von Baukörpern, die alle im gleichen Zeitraum entstanden sind, nicht verhindern. Gerade renommierte Architekten entziehen sich ungern den großen Strukturen der modischen Entwicklungen in ihrem Metier, gänzlich unterworfen sind sie dazu den Sachzwängen, die sich aus der jeweiligen Entwicklung von Bautechnik und -material ergeben. So kann sich hier – jedenfalls auf lange Zeit hin – nicht das entwickeln, was man zu Recht positiv wertend »gewachsene Wohnwelt« nennen könnte.

Aus diesen Gründen und nicht zuletzt auch aus der Tatsache, daß die ersten Bewohner schon in die Siedlung müssen, wenn dort die Bautätigkeit noch voll im Gange ist, ergibt sich zunächst eine spezielle Selektion der Bewohnerschaft. Das bei der Erstbesiedlung notwendig negative Image der Siedlung hat zur Folge, daß anfangs gerade nicht überwiegend solche Menschen einziehen, die sich genau diese Wohnsituation unter vielen anderen Möglichkeiten freiwillig gewählt haben und dann eben auch das gegebene Siedlungskonzept akzeptieren und mittragen. Es überwiegen Sozialmieter aus ungünstigen Wohnsituationen, aus denen sie nicht aus eigener Kraft herauskommen, von Sanierungsmaßnahmen Betroffene, die »umgesiedelt« werden müssen, auch immer ein gewisser Teil von Sozialhilfebedürftigen und Obdachlosen. Sehr schnell kommt es dann in der Siedlungsumwelt zu der Überzeugung, bei der Bewohnerschaft handle es sich um eine negative soziale Auswahl, was die Attraktivität weiter sinken läßt. Es mangelt dazu an Bewohnern, für deren Einzug wirklich das ursprüngliche Planungs-

konzept entscheidend war und von denen man ernsthaft erwarten kann, daß sie an seiner Realisierung mitwirken werden.

Ein anderer Umstand, der die soziale Situation der Erstabwohner solcher Großsiedlungen beeinträchtigt, ist bisher allzu wenig beachtet worden: sie leben zunächst als Fremde unter Fremden. Wer sonst in ein anderes Stadtviertel oder eine andere Stadt zieht, trifft dort auf schon gegebene Strukturen der Nachbarschaft und der sozialen Beziehungen, er ist hier zwar fremd, die anderen aber sind »einheimisch«. In den großen Neubausiedlungen ist das anders, hier ist jeder fremd, trifft nicht auf eine schon gegebene und irgendwie bewährte Beziehungsstruktur, in die er sich hineinzuleben versuchen kann. Das verstärkt und verlängert mit Sicherheit das Fremdheitsgefühl des einzelnen und sein Heimweh nach der alten Wohnung und vermindert die Bereitschaft und das Vermögen, am Leben der neuen Siedlung teilzunehmen.

All diese Umstände sind auch durch optimale Planung und Gestaltung nicht zu vermeiden, man schafft hier notwendig »unnatürliche« Wohnwirklichkeit. Und so ist es dann eben auch nicht erstaunlich, daß in solchen Siedlungen sehr schnell soziale Auffälligkeiten entstehen, die von der Umwelt und der Massenpublizistik registriert werden. Es kommt dann der bekannte Prozeß von Stigmatisierung und Vorurteilsbestätigung in Gang, bei dem zunächst die Umwelt den Siedlungsbewohnern vorrechnet, daß sie in einer elenden und bedauernswerten Lage sind, diese das zum Teil glauben und sich entsprechend verhalten, was das Umwelturteil nur bestärkt, und so fort. Noch jedes dieser gutgemeinten, aber eben allzu gigantischen Projekte ist bei uns an diesem Teufelskreis gescheitert, nicht aber an Fehlern im Detail.

Ich will am Schluß meine grundsätzliche These nur in zwei Punkten einschränken. Ich halte es zum einen durchaus für möglich, daß solche heute noch verketzerten Siedlungen, die ja immer mit viel architektonischem und sozialem Einfallsreichtum gestaltet wurden, nach 40 bis 50 Jahren der Nutzung eine eigene Attraktivität und einen möglicherweise nostalgisch erhöhten Wohnwert erhalten. In solchem Zeitraum dürften die ursprünglichen Probleme und Konflikte »abgewohnt« und abgenutzt sein, so daß die immer ja auch gegebenen Qualitäten der Siedlung wahrgenommen zu werden die Chance haben. Das allerdings eben um den Preis, mindestens ein halbes Jahrhundert ein Ärgernis für Bewohner und Umwelt gewesen zu sein.

Zum anderen dürfte sich die Situation dann gänzlich anders darstellen, wenn in einer Gesellschaft allgemeine Wohnungsnot herrscht, wie etwa in Deutschland nach dem Krieg. Das Schicksal vergleichbarer Siedlungsprojekte in den fünfziger Jahren zeigt das deutlich. 1970 haben wir am Seminar für Sozialwissenschaften in Hamburg die Siedlung Neue Vahr in Bremen – gebaut Ende der fünfziger Jahre – untersucht und sind dabei zu wesentlich positiveren Ergebnissen gekommen, als sie sich bei später gebauten Siedlungen ergeben (siehe: J. Kob u. a.: Städtebauliche Konzepte in der Bewährung, Göttingen 1972). Die gänzlich anderen Bedingungen, unter denen damals die Besiedlung erfolgte, und die mit heute nicht mehr vergleichbaren Ansprüche, die man an Wohnung und Wohnumwelt stellte, haben dabei sicherlich eine Rolle gespielt.

Heute aber noch Siedlungsprojekte mit wesentlich mehr als 100 Wohneinheiten zu bauen, halte ich für einen unverzeihlichen stadtplanerischen und baupolitischen Kunstfehler.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1984

Band/Volume: [1984](#)

Autor(en)/Author(s): Kob Janpeter

Artikel/Article: [Soziale Probleme bei Planung und Bau von Großsiedlungen 114-116](#)